

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Ein Ort für morgen

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1994

4

Maria schob den Vorhang zur Seite, um nach dem Wetter zu schauen. Doch die Fenster waren von unten bis oben dick mit Eisblumen bedeckt. Es war unmöglich, etwas von draußen wahrzunehmen. Das spielte an diesem Morgen auch keine Rolle. Es war der vierundzwanzigste Dezember. In der Schule gab es keinen Unterricht, sondern nur eine Feierstunde. Der Herr Direktor hatte dafür gesorgt, daß jede Klasse über ein paar Fichtenzweige und eine Kerze verfügte. Die Schüler sollten ein paar Weihnachtslieder singen und eine dazupassende Geschichte lesen. Den auswärtigen Schülern hatte er freigestellt, ob sie kommen wollten oder nicht. Maria wollte nicht.

Wie jeden Tag kostete es sie große Überwindung, aus dem noch bettwarmen Flanellhemd zu schlüpfen und die frostigkalte Unterwäsche anzuziehen. Aber was blieb ihr anderes übrig! Wie jeden Morgen holte sie auch heute den Ziegelstein unter der Bettdecke hervor. Am Nachmittag schlichtete der Vater die sechs Ziegelsteine sorgfältig ins Backrohr des Herdes. Der Herd mußte fürs Kochen geheizt werden, und so wurden sie ohne zusätzliche Energieverschwendung erhitzt. Kurz vor dem Schlafengehen packte der Vater die herrlich heißen Ziegelsteine in alte Fetzen und legte in jedes Bett einen, auch in das Gitterbettchen von Lisa. Hier gaben die Steine die gespeicherte Hitze langsam ab und wärmten das eiskalte Bett im ebenfalls eiskalten Zimmer ein bißchen auf.

Maria trug den nun völlig erkalteten Ziegelstein in die Küche. Hier ging es bereits recht ungemütlich zu. Die Großmutter war schon beim Putzen. Am Heiligen Abend mußte das ganze Haus gescheuert werden. Auch wenn es ein vorsintflutliches Haus war, wie Mutter immer betonte, so mußte es doch blitz-

blank geputzt sein. Überhaupt zu Weihnachten. Und Maria hatte beim Saubermachen mitzuhelfen. Gleich nach dem Frühstück trug ihr die Mutter auf, die Schubladen der Küchenkredenz einzeln auszuräumen, mit einem feuchten Tuch auszuwischen und nachher alles wieder ordentlich einzuschlichten. „Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich lieber in die Schule gegangen,“ empörte sich Maria laut. Aber die Mutti ließ keinen Protest gelten. „Wir müssen zusammenhelfen, damit wir bis zum Nachmittag fertig sind. Da wird gebadet, das weißt du ja.“

Zum Glück erlöste sie der Vater nach der fünften Schublade aus der Putzfron. Die Feierstunde der Volksschule war nun beendet, und so hatte auch er frei. Der Vater lud sie ein, mit ihm in den Wald zu gehen, einen Christbaum zu suchen.

Das war so Brauch in der Gegend: Der Lehrer durfte sich aus dem Gemeindewald unbegrenzt dürres Holz für seinen Ofen und einen Christbaum für die Stube holen.

Trotzdem mußte es heimlich geschehen. Willi und Lisa sollten den Baum erst am Abend im Kerzenschimmer sehen. Willi war zwar bereits aufgeklärt. Er hatte durch seine Mitschüler den Glauben an das Christkind verloren. Für Lisa mit ihren zwei Jahren war es das erste Weihnachtsfest mit dem Vater. Und für den Vater das erste Fest mit ihr. Es sollte ein wunderschönes, geheimnisumwittertes, märchenhaftes Weihnachtsfest werden. Nur Maria, die große und vernünftige Tochter, wurde in die Vorbereitungen einbezogen.

Es war auch für Maria das erstmal, daß sie den Vater beim Baumholen begleiten durfte. Vor drei Jahren, als Vater noch nicht im Krieg gewesen war, hatte er sie nicht mitgenommen. Da war sie eben auch noch zu klein gewesen für so ein wichtiges Unternehmen.

Der Vater holte die große scharfgeschliffene Hacke aus dem Schuppen und schulterte sie gekonnt wie ein gelernter Holzhacker. Maria nahm die kleine leichte Säge, zog sich die Mütze über die Ohren, und dann stiefelten sie los. Es war ein kalter Tag, der Himmel tiefblau und wolkenlos. Der Vater ging voran

und bemühte sich, kleine Schritte zu machen, damit Maria in seine Fußstapfen treten konnte. Bei jedem Schritt sank er bis zu den Waden im Schnee ein.

Um im tiefverschneiten Wald einen ordentlichen Christbaum zu finden, mußte man sich bereits in der schneefreien Zeit gründlich umgeschaut haben. Da Vater das Weihnachtsfest und besonders den Christbaum sehr ernst nahm und überhaupt ein fürsorglicher Mann war, hatte er das gleich in den ersten Tagen nach seiner Heimkehr getan. So stapfte Vater sehr zielsicher dem einen ausersehenen Bäumchen zu. Das wuchs natürlich nicht in der Nähe eines Weges, sondern versteckt in einem entfernten und hochgelegenen Wald. Nachdem sie eine gute halbe Stunde bergauf marschiert waren, zuerst in südlicher Richtung bis zu einem Holzstoß, dann leicht nach Westen und etwas später nochmals nach Süden, blieb der Vater stehen und schaute sich suchend um.

„Also, hier in der Nähe müßte es sein.“

Maria schaute auch. Im strahlenden Sonnenschein standen die Jungbäume gruppenweise beisammen. Von den kleineren unter ihnen war praktisch nichts zu sehen: Nur höhere oder flachere Hügelchen erhoben sich über die geschlossene Schneedecke. Die größeren konnte man gut als Bäume ausnehmen. Allerdings waren Äste und Zweige so dicht mit Schnee umhüllt, daß von ihrer Beschaffenheit, dem Wuchs oder der gleichmäßigen Anordnung der Zweige – Dinge, denen Vater bei einem Christbaum großes Gewicht beimaß – nichts zu sehen war. Er trat zu dem dritten von links und rüttelte ihn sanft. Eine Wolke von Schnee ergoß sich über Mantel und Schuhe. Als sich das Gestöber gelegt hatte, kam ein dünnes, verhutzelttes Bäumchen zum Vorschein, das seine mageren, von der Last befreiten Ästchen nun dankbar zum Himmel richtete.

„Na, das ist wohl nicht der Gesuchte“, sagte der Vater und fing an, den nächststehenden zu beuteln. Beim dritten hatte er Erfolg. Ein hübsches Bäumchen kam zum Vorschein, vielleicht eineinhalb Meter groß, gerade gewachsen, regelmäßig angeordnete Äste, schöne dichte Nadeln. „In der dritten Reihe fehlt ein

Zweig, aber da kann ich ein kleines Loch bohren und einen Zweig einsetzen. Dann ist er genau symmetrisch“, meinte der Vater.

„Muß er das denn sein?“ fragte Maria. „Mir gefallen die wildgewachsenen genau so gut.“

„Nein, nein“, sagte der Vater. „Deine Mutter will einen hundertprozentig ordentlichen Baum. Und recht hat sie. Unordnung gibt es sowieso schon genug auf der Welt.“

Dann nahm er die Hacke, machte zuerst zwei Kerben in den Stamm und schnitt dann mit Hilfe der Säge in kurzer Zeit den Baum ab. Dabei piffte er vor Vergnügen. Er war sehr mit sich zufrieden. „Ich glaube, das ist der schönste Christbaum, den wir jemals gehabt haben“, erklärte er.

„Aber Vater, das sagst du jedesmal!“

Der Vater schaute verdutzt. „So, sag’ ich das? Ich kann mich gar nicht mehr erinnern. Aber es kann schon sein. Christbäume gefallen mir halt einfach.“

Am Nachmittag kam dann das Baden an die Reihe. Es wurde nicht oft gebadet in der Familie, nur zu allen heiligen Zeiten. Weihnachten war so eine heilige Zeit. Der Vater schleppte kübelweise Wasser vom Brunnen in die Küche, wo es in einem großen Kessel heiß gemacht wurde. Großmutter breitete eine dicke Lage Zeitungspapier auf den Fußboden. Dann holte Vater die große Blechwanne vom Schuppen herein. Sie wurde mit heißem Wasser gefüllt. Zuerst kamen die Kinder an die Reihe. Erst Lisa, dann Willi und zum Schluß Maria. Großmutter hatte schon frische Wäsche hergerichtet. Als alle drei Kinder gebadet und angezogen waren, ging die Großmutter mit ihnen in die Stube, denn nun badeten Vater und Mutter. Zum Schluß sollte Großmutter an die Reihe kommen.

So wenig Platz die kleine Lehrerwohnung hatte, Großmutter und Eltern richteten es immer so ein, daß sie sich nie vor den Kindern nackt auszogen. Als Marias Bett, so wie Willis und Lisas, noch im Schlafzimmer der Eltern stand, hatte sie einmal so getan, als ob sie schon schlief. Sie war auch schon als kleines Kind immer sehr wißbegierig gewesen. Aber Mutti

hatte ihre Täuschung erkannt und sich daraufhin längere Zeit mit Vater darüber unterhalten, wie sehr man doch aufpassen müsse bei diesen neugierigen Kindern. Zu fragen, warum die Eltern so geheimnisvoll taten, traute sich Maria nicht. Nur mit Fini hatte sie einmal darüber gesprochen. Aber deren Eltern hielten es genauso.

Die Großmutter schaltete das Radio ein. Außer Krächzen und Rauschen war nichts zu hören. Das grüne Auge des Apparats blinzelte nur höhnisch bei Großmutter's verzeifelten Versuchen, doch noch einen halbwegs klaren Klang hereinzubekommen. Schließlich gab sie es auf. Sie nahm Lisa auf den Arm und befahl: „Maria, lies uns eine Geschichte vor. Ein Weihnachtsmärchen.“

Maria holte das dicke Buch aus dem Schrank. Es war sehr groß und schwer, denn es barg zwischen den dicken, festen Einbanddeckeln eine große Anzahl von Märchen aus vielen Ländern. Zu Weihnachten war immer das Andersen-Märchen vom kleinen Mädchen mit den Schwefelhölzchen dran. Früher hatte die Großmutter ihr daraus vorgelesen, jetzt las sie ihr vor. Aber Maria war erst an der Stelle, wo das kleine, arme Mädchen das dritte Schwefelhölzchen anzündet, als der Vater die Tür öffnete. Auch seine Ohren blitzten vor Sauberkeit, und die Haare, viele hatte er ja nicht, waren noch feucht.

„So, Kinder“, sagte er, „ihr geht jetzt wieder in die Küche. In der Stube muß es nun bis zum Abend ganz leise und still sein. Damit das Christkind den Christbaum in die Stube stellen kann.“ Dabei zwinkerte er Maria und Willi zu. Sie wußten ja Bescheid, aber Lisa mußte der Glaube noch erhalten bleiben.

Also legte Maria einen Zettel in das Buch, bevor sie es zuklappete. Sie wollte das Märchen in der Küche fertig lesen. Denn obwohl die Geschichte mit dem Tod des armen, kleinen Mädchens endete, war sie doch wunderschön, und Maria liebte sie. Auch Großmutter schien sie jedesmal wieder zu gefallen und sie traurig zu machen.

Nachdem Maria fertiggelesen hatte, saß Großmutter still da. Sie hatte die Brille abgenommen und die Hände gefaltet. Ohne

ein Wort zu reden, starrte sie auf die rote Kerze, die Mutter zwischen das Fenster gestellt hatte. Maria ahnte, daß es nicht nur die Geschichte von dem Mädchen mit den Schwefelhölzchen war, die Großmutter traurig machte. Sie dachte wohl an Onkel Hermann.

Im Vorjahr zu Weihnachten waren alle drei Männer im Krieg gewesen. Heute waren Vater und Onkel Fritz zurück, aber von Onkel Hermann wußte man nichts. Sicher sorgte sich auch die Mutter um Onkel Hermann, aber sie war glücklich, weil ihr Mann wieder daheim war. Jeder konnte es sehen, wie glücklich sie war. Und die Großmutter war auch glücklich, vor allen Dingen wegen Onkel Fritz. Auch er war zurückgekehrt. Er konnte den Heiligen Abend zwar nicht mit ihnen verbringen, weil er den ganzen Tag in Innsbruck arbeiten mußte und die Zugverbindungen sehr schlecht waren. Aber morgen würde er sicher kommen. Das hatte er Großmutter auf einer schönen, selbstgezeichneten Weihnachtskarte mitgeteilt. Sie war erleichtert und glücklich, aber um Onkel Hermann sorgte sie sich. Je mehr Zeit seit seiner letzten Post verstrich, desto mehr sorgte sie sich.

Später holte der Vater die Kinder aus der Küche, um mit ihnen in das Klassenzimmer hinaufzugehen. Auch diesen Brauch kannte Maria noch aus der Zeit, bevor der Vater in den Krieg geschickt worden war. Sie kam gerne mit.

Vater nahm Lisa auf den Arm, und so stiegen sie zu viert die Treppe zum ersten Stock hinauf. Vater machte kein Licht. Sie traten zum Fenster. So wolkenlos und schön wie der Tag gewesen war, zeigte sich auch die Nacht hell und klar. Wohin man schaute, auf die Berge, den Brunnen, die Bäume oder den Zaun, der vom Wald herunter bis zum Weg führte, über allem lag eine glitzernde, blendendweiße Schneedecke. Am Himmel funkelten die Sterne, aber es waren nur die größeren zu sehen. Das Licht der kleineren wurde vom Mond überstrahlt. An so einem Abend kann man sogar den Winter gern haben, dachte Maria.

Der Vater hob Lisa nahe zum Fenster, damit sie besser hinaus-

schaufen konnte. „Jetzt müssen wir aufpassen“, sagte er. „Wenn ein Stern herunterfällt, dann kommt das Christkind.“

Sie schauten und schauten, sogar Willi schien gefangen zu sein von dieser stillen, strahlenden Nacht. Da tönte auf einmal ein zartes Klingeln von der Wohnung herauf.

„Ah, habt ihr es gehört?“ rief der Vater, und seine Stimme klang ehrlich aufgeregt. „Das war das Christkind!“

Er packte Lisa, und so schnell sie konnten, liefen sie die Treppe hinunter. Die Tür zur Stube stand offen. Auf der Kommode prangte das Bäumchen, das Vater und Maria heute im Wald geholt hatten. Aber es war kaum mehr zu erkennen. Auf seinem Wipfel funkelte der silberne Stern, Lametta zog sich glitzernd über die Zweige, weißes Engelshaar schimmerte, und dazwischen glitzerten bunte Würfelchen. Maria wußte, das waren in Seidenpapier gehüllte Zuckerstücke, die sich die Erwachsenen mühsam vom Kaffee abgespart hatten. Auch die fünf roten und blauen Glaskugeln, die den Transport aus Südtirol unversehrt überstanden hatten, hingen, so wie in den Jahren vorher, an den Zweigen. Nicht einmal brennende Kerzen fehlten. Und unter dem Baum lagen sechs in Weihnachtspapier gehüllte Päckchen. Spitz saß, beide Vorderpfoten weit von sich gestreckt, daneben. Er spielte mit den Ohren und machte ein Gesicht, als wolle er sie bewachen.

Wie gebannt blieben die Kinder stehen und betrachteten ihren Christbaum. Der Vater stupste Maria an. Seine Augen blitzten vor Stolz. „Na, was sagst du? Schaut er nicht prächtig aus?“

Dann stimmte er das Lied von der Stillen Nacht an, und alle fielen ein und sangen gemeinsam weiter.

Plötzlich erschrak Maria. Unter die hellen Stimmen mischte sich ein sonderbarer Ton, ein heimlicher Laut. Er kam aus der hintersten Ecke des Zimmers, dort, wo der Diwan stand und wohin der Schein der Kerzen nicht drang. Im ersten Augenblick glaubte sie, Kitty weine. Nun war auch die Mutter aufmerksam geworden, sie verstummte und wandte sich um. Nur der Vater hatte anscheinend nichts bemerkt. Er hielt noch immer die kleine Schwester auf dem Arm und sang gefühlvoll

und mit strahlenden Augen: „Schlafe in himmlischer Ruh, schlafe in himmlischer Ruh.“

In diesem Augenblick hatte Maria schon entdeckt, daß es Großmutter war, die jene sonderbaren Töne ausstieß. Sie saß auf dem Diwan, hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen, und zwischen den Fingern sickerten Tränen hervor. Großmutter weinte!

Maria stürzte zu ihr.

„Großmutter, was hast du? Warum weinst du?“

Aber während sie noch auf Großmutter einredete, wußte sie doch schon ganz genau, warum die Großmutter weinte. Sie weinte um Onkel Hermann.

Nun hörte auch der Vater zu singen auf und stellte Lisa auf den Boden. Die Großmutter nahm die Hände vom Gesicht. „Es tut mir leid, daß ich euch die Freude verderbe“, sagte sie. Nun waren die Tränen versiegt, aber ihre Lippen zuckten, und die Augen blickten so traurig, daß Maria alles getan hätte, um die Großmutter wieder fröhlich zu stimmen. Doch sie wußte, daß es nur eines auf der Welt gab, das sie trösten könnte: die Nachricht von Onkel Hermanns Heimkehr.

Maria schmiegte sich an die Großmutter. Sie hatte den Onkel Hermann auch sehr geliebt. Bis zu jener Nacht, als er betrunken sein schreckliches Geheimnis ausgeplaudert hatte. Er war als SS-Standartenführer in Rußland gewesen und hatte Kinder, Frauen und alte, unbewaffnete Männer erschossen. Damals war für Maria eine Welt eingestürzt. Sie war Onkel Hermann in den letzten zwei Tagen, die er noch daheim verbrachte, aus dem Weg gegangen. Dann war sein Fronturlaub zu Ende gewesen, und er hatte wieder zu seiner Einheit zurückkehren müssen.

Die Großmutter hatte seinen Entschluß, zur Waffen-SS zu gehen, nie gebilligt. Das hatte sie im Gespräch mit Mutti oder dem Briefträger oft gesagt. Wahrscheinlich war sie über seine Verbrechen genauso so bestürzt und entsetzt wie Maria. Aber es war ihr Sohn, und sie wünschte, er möge heimkommen.

„Die erste Weihnacht nach dem Krieg“, sagte die Mutter.

„Wieviele Menschen haben sie nicht mehr erlebt. Wieviele Menschen müssen heute noch trauern und weinen.“

„Der verdammte Hitler!“ sagte die Großmutter.

„Es war nicht der Hitler allein. Da haben viele mitgemacht. Zuviele. Irgendwie haben auch wir mitgemacht. Aber davon will heute schon fast niemand mehr etwas wissen!“ rief der Vater. „Heute gibt’s nur mehr die Opfer. Opfer, wohin man schaut!“

„Robert, ich bitte dich, fang nicht zu politisieren an unterm Christbaum“, sagte die Mutter.

„Schaut einmal, was die Lisa da macht!“ rief Willi. Lisa war es wohl langweilig geworden. Sie war noch zu klein, um etwas von den Gesprächen der Erwachsenen zu verstehen. So hatte sie sich unbemerkt zum Baum geschlichen. Da stand sie nun auf den Zehenspitzen und versuchte, nach einigen der besonders weit herunterhängenden glitzernden Lamettafäden zu haschen.

„Um Gottes Willen, wenn sie den Christbaum umreißt!“ rief die Mutter erschrocken.

„Und ich will endlich mein Packerl aufmachen“, murkte Willi. Der Vater hob Lisa wieder auf und setzte sie auf seine Schulter. „So, kleiner Frechdachs, nun kannst du nichts mehr anstellen!“ Die Mutter nahm die Päckchen, eins nach dem anderen, zur Hand und verteilte sie. Zuerst kam die Großmutter dran. Sie erhielt warme, mit Plüsch gefütterte Hausschuhe. „Die Gruberin hat sie selbst genäht“, erklärte die Mutter stolz. „Und der Plüsch ist fast neu. Ich habe ihn von einer Hausiererin getauscht. Vorkriegsware!“

Was sie der Frau dafür geben hatte müssen, sagte sie nicht. Die Großmutter mußte die Patschen gleich anprobieren. „Sie sitzen wie angegossen“, sagte sie. „Nun werde ich keine kalten Füße mehr haben. So warm, wie die Patschen sind!“

Inzwischen hatte auch Maria ihr Geschenk aus der Verpackung geschält. Aber was sollte das sein? Zwei lange gestrickte Röhren in einem leuchtenden Blau, das sie an Muttis Pullover erinnerte. Klar, der Pullover, den die Mutti immer sonntags –

und nur sonntags – anzog, hatte dieselbe Farbe. Am schmalen Ende der Röhren steckten Stricknadeln, und außerdem war noch ein Knäuel Wolle dazu gepackt. Die Röhren fühlten sich zart und fein an, wollig und samtweich. Genau wie der Pullover, wenn sie sich an die Mutti kuschelte.

„Aber Mutti, hast du – hast du – werden das Strümpfe – hast du womöglich deinen Pullover aufgetrennt, deinen schönen Sonntagspullover?“

„Psst“, sagte die Mutter und deutete mit den Augen auf Lisa. Aber die achtete auf nichts. Sie war dabei, mit Vaters Hilfe die Kerzen auszublasen. Leise fuhr die Mutter fort. „Du weißt ja, es war einfach keine weiche Wolle zu kriegen. Da habe ich halt den Pullover aufgetrennt, und die Großmutter und ich haben angefangen, Strümpfe daraus zu stricken. Sie einen und ich einen. Wir sind nicht ganz fertig geworden. Aber längstens in ein, zwei Tagen haben wir es geschafft. Dann brauchst du keine kratzenden Strümpfe mehr zu tragen.“

Maria fiel der Mutter um den Hals. Etwas Besseres hätte Mutter ihr gar nicht schenken können als die Erlösung von den kratzenden Strümpfen.

Willi bekam eine Rodel, die der Vater durch Vermittlung des Briefträgers bekommen hatte. Sie war gebraucht, schaute aber nun sehr schön aus, denn Vater hatte den Sitz mit grünweiß gestreiften Gurten erneuert.

Für Lisa hatte die Großmutter eine Stoffpuppe genäht. Maria erkannte in dem Rosa des Körpers eines ihrer alten Unterhemdchen. Das Gesicht hatte der Vater, der gut zeichnen konnte, gestaltet: ein lächelnder Mund, rote Wangen, große blaue Augen, darüber dunkle Brauen. Die Haare, lange Wollsträhnen, waren aus gelber Wolle gefertigt. Auch ihre Herkunft erkannte Maria sofort. Sie stammte aus den gelben Zwischenstreifen einer alten, löcherig gewordenen braunen Weste.

Während alle ihre Geschenke bewunderten, faßte Vater die Mutter um die Schultern. „Bist du glücklich?“

Sie lachte: „Du willst hören, daß man auch in einem vorsintflutlichen Haus schöne Weihnachten feiern kann!“

„Klar!“ bestätigte der Vater. „Aber trotzdem: Nächstes Jahr, da wirst du es schon bequemer haben. Nicht mehr am Berg, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, sondern irgendwo in einem Dorf mit einem Laden und einer Poststelle und einem Gasthaus.“

„Gasthaus brauch’ ich keines“, sagte die Mutter. „Was ich will, das ist Fließwasser im Haus und ein Klo mit Wasserspülung.“

„Vielleicht gibt es in unserer neuen Lehrerwohnung sogar ein Badezimmer. Oder vielleicht können wir eines einbauen. Was würdest du dazu sagen?“

„Ach, du alter Träumer“, meinte die Mutter. Sie begann, das schöne, mit grünen Tannenzweigen und roten Kerzen versehene Papier, in denen die Geschenke eingepackt gewesen waren, auszustreichen. Dann faltete sie es sorgfältig zusammen. Es hatte schon einige Weihnachten gute Dienste geleistet und würde fürs Weihnachtsfest im nächsten Jahr wieder gebraucht werden. Auch wenn sie dann schon in einer neuen Wohnung feiern würden.

Inzwischen war die Kerze, die Mutter für die Toten und Vermissten ins Fenster gestellt hatte, bis auf einen kleinen Stummel herabgebrannt. Großmutter löschte sie aus.